

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Zwei Schläge ins Wasser.

(Von unserem Korrespondenten.) Paris, 14. Juni. Ein Stein wird ins Wasser geworfen, es entsteht ein einmaliges großes Glücken. Man hört auf, man sieht, doch schon ist der Stein entschunden. Einige, aber schon gefürchtete Kreise bescheiden sich dem, die weiter und weiter, flüchtiger und flüchtiger werden, bis sie in dem allgemeinen Abwärtsschlag des Reichs verlaufen. Derselben Eindruck haben zwei politische Ereignisse hervorgerufen, das eine eine Rede Gombas über die epöphische Frage, das andere eine Rede Ribots über die epöphische Frage. Der Minister des Innern erklärte die Republik nicht feindlich anzu sehen, sein Kabinett würde eine Verfassung, die anglichsche Verfassung, namentlich hinsichtlich der religiösen Frage, herbeiführen; er forderte die Abgeordneten des Dordogne-Departements, an welche die Verfassung übergeben war, sogar auf, im verfallenen Sinne unter ihren Verpflichtungen zu verharren, er verlangte aber andererseits von den republikanischen Abgeordneten einen unabweisbaren Akt ihres Lebens und erklärte, daß ihnen vorläufig die Verfassung der Republik noch nicht anvertraut werden könne. Diese Rede alarmierte den republikanischen Lager. Die Ultramonarchisten meinten, daß sie die Reaktion, und sagten einen Schrei der Enttäuschung der Republik aus. In der That traten die letzteren einen Augenblick an die Oberfläche, als sie hörten, daß die Verfassung gut bewahrt wird und vorläufig sich noch keine Monarchisten unter der Maske der Republik verheißend zeigen, legten sie sich ernstlich die Verfassung zu Herzen und sagten sich, diesen Alarm betreffend, unter ihre Felle zu legen. Die Einen meinten: die Rede Gombas ist nichts als die alte Monarchie, die Jüdischheit und Gombas auch geliebt haben. Es gab nämlich einen Augenblick, wo diese Ministerpräsidenten beide Aemter der Monarchisten innehatten. Das war sehr schön, es ward sich nicht übersehen, daß ein Minister, dieses Mal liegt die Sache nicht wie damals. Gombas verlangte einen Akt des republikanischen Selbstbewußtseins. Die allgemeine Situation ist auch heute eine andere. Die Republik ist heute freier als den Wahlen herabgegangen, und es ist ein alles Reich politischer Freiheit, das mit mehr oder minder großer Geschwindigkeit voranschreitenden politischen Genüssen dahin fallen, wo die größte politische Macht ist. Nun, wir werden ja sehen, daß diese Verfassung und schiefen darüber wieder ein. Namentlich war der helle Vogel des französischen Staatsgebottes nicht im sonderbarsten Grade nicht angehört worden. Die Monarchisten traten zusammen und schmeierten ihr „Jamais“ in den Abgeordneten über, wo das Wort an Ende unter der Verfassung nicht so leicht, meinten die Einen. „Sie ist zwar recht hübsch, aber die Monarchie wäre am Ende doch noch hoffungsvoller.“ „Schon ist sie auch.“ „Der Wismar“, fiel ein Anderer ein, „hat mit wahren Entschlossenheit von den Verfassungen verstanden und von ihren Staatsmännern gesprochen.“ Wenn sie nur das verdammt Verstecken sein ließen, meinte ein Dritter, „wir sind es nicht, aber meine Frau spricht mir die Ohren voll und verlangt von den Wahlen freier als von mir, einem Monarchisten meine Stimme zu geben.“ „Nun, daß Du nicht gehst“, unterbrach ein Vierter, „daß das finale des Vortrags in ein Pax non est ausläuft.“ „Nun sollen wir denn eigentlich auf den Staat setzen?“ erwiderte eine Stimme, „den Wahlen, den Wahlen, den Wahlen von Paris oder den „petit duc“, um den sich herumzureden eine Galerie, die vor Aktion dringt, bildet. Und wie wollen wir das antworten?“ Große Stille. — „Das geht nur durch eine Revolution“, rief plötzlich einer. „Nimmermehr, nimmermehr!“ riefen Alle einander. „Wir wollen unsere Ruhe haben!“ Dem „Jamais“ der

Generalstimme, die keine Republik wollen, stand das „Jamais“ der Zuppen, die keine Revolution für die Monarchie wollen, gegenüber. „Ja, was soll denn aber schließlich werden?“ fragte eine Stimme. „Nun wir werden ja sehen“, hieß es allgemein und darüber schloß sie die Rede, gerade wie die Monarchisten, woher ein. Die Konventionen hielten sich leicht in Form eines veränderten Epigramms zu geben: „Neben bist doch nicht allein, es muß auch gut regiert sein.“ Das letztere ist am Ende die Hauptsache, und wenn die heutige Regierung der Republik in der schwebenden, vorläufig fortgeführten Weise weiter regiert, wenn sie namentlich in wirtschaftlichen Beziehungen nicht die richtige Mitte zwischen den gerechten freilichwärtlichen Wünschen der Arbeit und den übertriebenen sozialpolitischen Forderungen des Landes zu finden vermag, dann wird die bisherige Monarchie, gewollene Umwälzungen fürchtende Wählerwahl der Republik von selbst zufallen. Es ist ja ganz gut, von Zeit zu Zeit eine freundlich mahnende Rede, wie die Gombasrede, zu halten, aber mehr als der in das Wasser geworfene Stein, der namentlich am Meer stehende Zuschauer unter großem Gekröse in den Tümpeln der Diskussion hüpfen läßt, wirkt sie doch nicht. Nicht viel weiter her ist die große parlamentarische Rede Ribots über die epöphische Frage. Die Franzosen haben, trotzdem ihre conditione sine qua non des Auszuges der Engländer aus Ägypten noch immer nicht erfüllt ist, um nicht schließlich alle Sympathie und allen Einfluß in Ägypten zu verlieren, ihre Zustimmung zu der Konvention der epöphischen Schuld geäußert. Die französische Regierung hat aber zur Bedingung gemacht, daß der aus der Konvention sich ergebende Nutzen nur zu einem von allen Mächten genehmigten Zweck verwendet werde. Frankreich will aber einanderzweien dahin wirken, daß mit dieser Summe namentlich alle diejenigen Institutionen befristet werden, deren Entschaffung die Völkerfreiheit der Engländer in Ägypten entscheidend macht; diese oder werden vermutlich gerade das Entgegengesetzte verlangen. Es gehört eine Summe von Mächtigkeiten dazu, zu glauben, daß die Engländer aus Ägypten wieder herausgeholt werden, wenn mehr als eine unmittelbare Aktion in ihren indischen Besitzungen für sie erforderlich werden kann. Es klingt überaus schön, wenn Herr Ribot meint, die später über die Verwendung der aus der Konvention herausgehenden Gelder zu treffende internationale Entscheidung werde wiederum eine Maßnahme an die Engländer sein, Ägypten zu verlassen. Als ob diese nicht selbst wüßten, daß Frankreich darauf brennt, seinen Einfluß in Ägypten wieder zu erlangen und endlich einmal die Rolle zu spielen, welche die Engländer dorthin bisher gespielt haben. Frankreich kann in seinem und Europas Namen reklamieren, der Sultan kann unterbreiten, das was abjektiv nichts an der Sache ändern, England wird erwidern, daß die Ordnung noch nicht hergestellt ist, daß die ägyptische Armee nicht zahlreich genug, daß der Rivide nicht hart genug, um allein zu herrschen, es wird eine Anzahl Variationen über das „Jy suis, Jy reste“, ausfließen, und der Sultan wird fortziehen zu unterbreiten, Frankreich zu unterstützen und Herr Ribot hätte Reden zu halten. Europa wird sich aber halten, gegen England einzusetzen. Je länger aber England in Ägypten sitzt, desto weniger wird es geneigt sein, herauszugehen. Jeder Ausbruch einer definitiven Lösung der Frage ist also für die Engländer ein Gewinn. Die Franzosen dürfen sich übrigens über das Nichtgelingen der Verhandlungen zwischen der Engländer nicht allzu sehr beklagen. Die Engländer handeln bezüglich ihrer in Ägypten wie sie, die Franzosen, bezüglich der Italiener in Tunis gehandelt haben, mit derselben Isona fides — politica. Die Interpellation Ribots und die Rede Ribots waren daher nichts weiter als die Gelegenheiten, sich selbst zu betragen. Mit derselben geschicklichen Fertigkeiten ließ Frankreich keine Engländer aus dem epöphischen Dasein, sie sind, was die Rede Gombas war, und noch mehr beklagt als diese, ein Schlag ins Wasser.

Zur Militär-Vorlage.

Die verordnete Lage, in welche die Verantw. über das Militärgesetz namentlich durch den ungeschickten Eifer gewisser militärischer Heißhühner gefallen war, ist durch die letzten Kommissionsbeschlüsse von gestern Abend wenigstens einigermaßen aufgehoben worden. Als wir bereits im heutigen Morgenblatt mitgeteilt, hat die Kommission die Windrichtung der Resolutionen angenommen. Eine derselben, bezieht sich auf die sonstige Erleichterung der Dienstpflicht dadurch, die dritte, die uns für den Augenblick als die praktisch wichtigste erscheint, daß die Reservistenverpflichtung verlängert und die Ziffer der Dispositionsbefehle erhöht wurde. Dem zwei Einmigen von den 23 der Kommission vertheilt sich auch in dieser Hinsicht abnehmend, jedoch als selbst die Mehrzahl der Konventionen ebenfalls der Resolution zugestimmt haben muß. Dieser Umstand ist insofern von sehr großer Bedeutung, als er auf das Unüberlegliche nachweist, wie selbst unter den Konventionen die Zahl der militärischen Inanspruchnahmen sich entschieden im Sinken befindet. Man kann daher nicht glauben, daß sich die Reichsregierung in ihren Entschlüssen dieser Natur in Einmütigkeit der Parteien gegenwärtigen Abänderung sich entziehen werde. Angeht es der uns Ungeheuer geliebten Militärforderungen, welche sich nicht in die konservativen Bestrebungen hinein die heillosste Erregung hervorgerufen haben, ist eine befriedigende Spornung als notwendig kaum denkbar, welche sich eben in der genannten Resolution anspricht. Wenn nicht alle Angelegenheiten, wird auch die Reichsregierung in dieser Resolution (Nr. III) angebotenen Erwartungen entsprechen. Dem nichts liegt ihr hauptsächlich ferner als die Verwirklichung jener Absichten, welche von einigen Gewerksinnern der konservativen Partei so recht geläufiglich vor einigen Tagen verbreitet worden waren. Die Herren waren auf einer gar falschen Spur, als sie der Regierung vanden welche ungeschicklichen Absichten unterbreiteten. Sei man gehört dem die Lust zu Staatsstreichen zu den Gewerksinnern unserer Staatsmänner und unserer Führer? Jede Verletzung der derzeitigen Maßnahmen napoleonischer Geselligkeiten ist bei uns unbedingt gundlos. Namentlich wird die Reichsregierung, nachdem ja in der Annahme der Militärvorlage auch im Plenum der Volksvertretung nicht mehr zu zweifeln ist, ganz gewiß auch den berechtigten Wünschen der Volksvertretung entgegenkommen müssen, wenn anders die Volksstimmung nicht noch viel entscheidender umgewandelt soll, als schon jetzt und namentlich in Süddeutschland geschieht. Dem hier gehen meistens die Wogen der Volksvertretung mit jedem Tage höher. Schon treten einzelne Wählerkreise mit direkten Aufforderungen an ihre Abgeordneten heran, doch keinesfalls die ungeschickten Militärforderungen ohne Kompensationen zu bewilligen. Das von dem französischen Gentlemenverein an seinen Vertreter geschickte Schreiben ist in hohen Maße charakteristisch für die in jenen Kreisen herrschende Stimmung, und es ist mit Sicherheit vorzusagen, daß schon ein Wortgen nicht vergeblich bleiben wird. Dem Wählerkreise in Süddeutschland freudlich es geradezu aus, daß die fortgesetzte ungeschicklichen Militärstellen das Mische dazu beitragen, den Sozialdemokraten stets neue Anhänger zuzuführen, weil die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen durch die unauthoritativen Mehrforderungen für Militärzwecke naturgemäß gesteigert werde. All diese Beobachtungen müssen die Regierung dahin bringen, auch den letzten Verhandlungsversuch zwischen den auseinanderstrebenden Ansichten zu beschließen. Je entschiedener die Regierung auf einer vorzulegenden Ansicht besteht, um so hartnäckiger werden sich die Parteitänke gestalten, und um so schwieriger werden sich die innere Fehlgang des Reiches herbeiführen lassen. Mit jenen Militär-Inanspruchnahmen, das weiß die Reichsregierung selber

Kritische Reisebriefe für das „Berliner Tageblatt“.

XXXIII. (Wochenschrift.) Die Hauptstadt Pommerns hat große Städte auf ihren Charakter und ist fast als eine Wüste, eine wüste See zu sein. Was andere deutsche Reisebeschreiber erst mit großen Worten und großen Klaffen meinten, einen Zugang großer Städte bis in die Stadt, hat die Natur hier gegeben durch das Große Hoff das Bismarckufer und die breite Öhrmannung, welche dessen Küste zu der Meer entlang das Anlagen im Stettiner Hafen ergoß. Um Winters keine Unterbrechung eintreten zu lassen, hat die Kaufmannschaft drei Eisbrecher angeschafft, darunter den größten in Deutschland existierenden; größer als der „Dampfer“, versehen die Eisbrecher niemals hinzuzusetzen. Die große Seefahrt Hamburg ist Stettins Vorbild und Ideal. Die Stettiner haben reichlich ein Vierteljahr Schiffsbesetzung und ebenso viele in Wintern, und wenn's im Stettiner Hafen nicht so flott geht, wie im Hamburger, so sind die pommerschen Handwerker gewiß nicht daran Schuld. Die Fremden sind ebenfalls ein, selbständiger-Berliner, und lehrmännlich-ländlich zu sein; aber die pommersche Fremdenwelt und Gewerbet ist garlich noch ein Blick im Wege. Allen Gemütern, Stettin ist Pommern und Pommern wie kaum eine andere deutsche Stadt. Der Handel ist — das haben die Reisenden im Abwärtsschlag bis höchst gemeinsam zu beklagen — in den jüngsten Jahren nicht vorwärts gekommen oder hat andere Formen angenommen; in Stettin ist er hauptsächlich Expeditionshandel geworden; das Getriebene durch die Zollpolitik geübt, und wenn, wie schon erwähnt, auch für den Seehandel und den Hafen fortwährend bedeutende Aufwendungen gemacht werden und neuesten auch eine A n e b a u p r o j e k t i s t, so haben die Stettiner die neuzeitliche Entwicklung der Dinge doch reich und vollständig erlebt und für sich empfunden; sie ziehen eine m a d e s t l i c h e G e s a m t b i l d u n g an und sorgen so dafür, daß, was ihnen durch Wimperung des

Handelsverkehrs etwa entgeht, auf anderem Wege reichlich wieder zutrifft. Dieser fingen Abwägung einerseits und der Aufhebung der Festungseigenenschaft andererseits verband Stettin den großartigen Aufschwung, den es in den jüngsten 15 Jahren genommen. Neue Stadtheile sind entstanden; ein Kranz neuer, breiter Straßen mit Prachtbauten aller Art legt sich um die hügelige Altstadt, und über die hohen geliebten alten Festungsbauwerke weit hinaus wölbt die fabrikartige und wohlhabende Hausstadt. Diese Thore sind jetzt eigentlich Stettins Wohnbezirge geworden. Aus den früheren Festungsanlagen herausgeschritten, mit maritimalen bräunlichen Gestein und an den nassen Plätzen mit Grün material umkleidet, stehen die hübschen, massiven Bogen des Berliner und des Königs-Thores da als interessante Denkmäler einer glänzend überwundenen Zeit und zugleich als eigenartige Schmuck. Kaiser Friedrich soll sich Stettin sehr häufig; beim Schluß der Thore interessiert haben, an denen heute noch der Stettiner seine Wägung thut. Wenn's in einer Straße lüftung mündet und nicht, heißt es gleich: „Da hat wieder einer das Berliner Thor offen gehalten.“ Als Schmuck und Ehrentempel der Stadt hatten die Thore ihre Geltung sehr häufig; beim Schluß der Thore interessiert haben, an denen heute noch der Stettiner seine Wägung thut. Wenn's in einer Straße lüftung mündet und nicht, heißt es gleich: „Da hat wieder einer das Berliner Thor offen gehalten.“ Die Neustadt mit ihren hohen Prachtbauten und meist recht hübschen Facaden ist als Ganzes gewiß herkömmlich und als Zeichen des Aufschwungs und fortschreitenden Wohlstandes hochzufriedlich; aber eigenartig und interessant kann sie sich nicht nennen. Was sich wirklich großstädtlich präsentieren soll, ist zum Theil noch im Werden. Die Planung großer Plätze ist im Gange; das Centralbahn-

hofsprojekt ist jetzt wenigstens so weit gediehen, daß die Platzfrage entschieden und die Terrain-Überlassung vom Militärbesitz an die Bahnverwaltung erfolgt ist. Hoffentlich wird der Neubau fertig, bevor das übliche Eisenbahnunglück zur Verfehlung drängt. Ein großer S c h e t s h o f, eine Centralanlage für elektrisches Licht, letztere vorerst in Privat Händen, aber doch zur späteren Übernahme durch die Stadt vorgezogen, ein mütterlich eingerichtete Krankenhaus, sind neue hübsche Erwerbungen. Volkwerkreger, Kanalisation und Schuttbau nehmen des Weiteren den Stadthof ziemlich stark in Anspruch, das über 150 pSt. Kommunalsteuern erhoben werden. Eine keine hübsche Geschichte hat das Kaiser Wilhelm-Denkmal, das noch gar nicht da ist, sondern am Schnittpunkt der beiden schönsten Plätze Stettins, des Königs- und des Brandplatzes, errichtet werden soll, sobald die nötigen Gelder — zum zweiten Male gesammelt sein werden. Einmal waren sie schon beisammen und in der „Mittelständlichen Privatbank“ hinterlegt. Da ging die Bank plöcklich flöten und die Denkmalsgeder gingen mit. Mit der Erneuerung und Verschönerung der Stadt ist hier ein Name eng verknüpft, der auch den Verehrern die Erinnerung an große Projekte weckt, Aufsicht über den merkwürdigen Entwurf seine Projekte vermittelte. Seine weitgedehnten Anlagen, Terrassen, Wegebauten, Anlagen aller Art, wie Taba, Späterack und dem Publikum zugängliche Anlagen, haben eben auf Verstandnis wie Gemeininn. Die Stettiner erkennen das dankbar an. Das Kunst- und literarische Bedürfnis der Stadt ist, wie in den meisten ausgedehnten Handels- und Industrie-Städten, nicht hervorragend entwickelt; ein hübsches Koncerthaus, in welchem während der Saison häufig erste Kräfte auftreten, eine beladene städtische Bildergalerie mit einigen trefflichen Niederländern, ein großes Lesekabinett in Verammlungsstol der Kaufmannschaft und ein aus den 40er Jahren stammendes, der Korporation „Kaufmannschaft“ gehöriges Stadttheater, stehen und ihnen ein Blick ins nächste, genügen den Ansprüchen der Stettiner. Ueber die Theaterleitung — Direktor C a b i u s — hört man Gutes. Selbst